

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 3

Illustration: [s.n.]
Autor: Wessum, Jan van

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie soll man mit «Ausländern» reden?

Am besten gar nicht, meinen die einen. Das mag auch jener Berner Trämli gedacht haben, der von einer Frau mit Ostschweizer Dialekt gefragt wurde, ob «sein» Tram zum Bärengraben fahre. Die Antwort war ein knappes «nobis». Wenn ein Berner

Von Annemarie Amacher

nobis sagt, ist das mitnichten Latein, sondern Mattenenglisch. Mattenenglisch wiederum hat nichts mit Englisch zu tun. Es ist eine Sprache, die in grauer Vorzeit in der Matte, Berns ältestem Quartier, entstanden ist, im Kontakt mit den Aareschiffen, die oft bis nach Holland kamen. Von dieser Sprache haben sich noch ein paar Reste erhalten. Zum Beispiel nobis, auf deutsch nein.

Da war jener Trämli zuvorkommender, der einem Engländer auf die Frage, wo der Insel-Bus abfähre, freundlich den Weg dahin wies – auf berndeutsch.

Die Bewohner Berns mögen mir verzeihen, aber ich muss leider ein drittes Beispiel anführen aus jener Stadt, die in den letzten Monaten von der Presse schon so arg gebeutelt worden ist. Standen da zwei stramme Pfadfinder aus deutschen Landen in einem Lebensmittelladen, der unter anderem fertiges Birchermüesli führt. «Bitte ein halbes Pfund Birchermüesli», verlangte der eine. Die Verkäuferin gab die Bestellung an eine subalterne Kollegin weiter, worauf diese in einem Nebenraum verschwand. «Es geit grad öpper ga reiche», wandte sie sich erklärend an den Kunden. «Wie bitte?» fragte der und erhielt zur Antwort: «Es geit grad öpper ga reiche.» Der Pfadfinder guckte ein bisschen irritiert auf seinen Kollegen, aber der zuckte bloss hilflos die Schultern. Worauf sich eine weitere Verkäuferin übersetzend der beiden erbarmte.

Ich könnte noch mehr Beispiele

aufzählen: Von der Serviertochter, die den einen Martini bestellenden Romand fragt: «Rote oder wysse? Mit Lis?» Oder von der Postangestellten, die einem Italiener etwas auf berndeutsch erklärt und böse wird, weil der nicht sofort kapiert. Oder von jenen Rednern, die zu Beginn des Vortrags fragen: «Isch hie inne öpper, wo nid Dialäkt versteit?» Worauf sich natürlich niemand meldet. Klar, wie könnte zum Beispiel ein Vietnamese diese Frage verstehen?

Dialekt ist «in». Auch bei Radio DRS. Sehr oft kommt es vor, dass Leute fremder Zunge vom Reporter in Schweizerdeutsch interviewt werden. Welche Höflichkeit dem Befragten gegenüber!

Die meisten von uns haben acht bis neun Schuljahre oder mehr hinter sich. Von der ersten Klasse an haben wir schriftdeutsch lesen, schreiben und

reden gelernt. Wenn nun ein Bergbauer auf seinem Heimetli oder ein Arbeiter am Fliessband diese Sprache vergisst, weil er sie nicht mehr übt, ist das verständlich und verzeihlich. Von jenen aber, die beruflich Kontakt mit anderen Menschen haben, sollte man erwarten dürfen, dass sie wenigstens einfache Sätze in Schriftdeutsch sagen können. Ein Franzose oder Engländer versteht unter Umständen Schriftdeutsch, aber nicht Schweizer Dialekt. Schliesslich wohnen wir in einem viersprachigen Land, das zu einem schönen Teil von Touristen lebt.

Übrigens: Der oben zitierte Laden verkauft jetzt auch «Baked potatoes». Das ist aber nicht Mattenenglisch (siehe Absatz eins).

Streit um Kaisers Bart

Die menschliche Sprache ist ein unvollkommenes Instrument; einerseits kann man mit ihr die feinsten Gefühlsregungen, die zartesten Stimmungen wiedergeben – andererseits gelingt es nicht einmal, sich auf den Ausdruck für eine allgemein bekannte Sache zu einigen, zum Beispiel auf das Wort «Wald».

Um Wald ging es, um den Waldabstand vielmehr, der einzuhalten oder eben nicht einzuhalten wäre. Dem Gehölz, einem der vielen, die zur Lieblichkeit und zur Kleinräumigkeit der hiesigen Landschaft beitragen, einem solchen Gehölz wurde von der einen Partei der ehrliche Name «Wald» zugesprochen; für sie war es ein Wald, sonst nichts. Die andere Partei sah vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr; sie war nicht bereit, das edle Wort dieser kümmerlichen Baumgruppe, dieser Ansammlung von Stämmen zu verleihen.

Nun ist es natürlich absurd, sich über den Waldabstand eines nicht vorhandenen Waldes in den Haaren zu liegen, es sei denn, man streite sich um Kaisers Bart

oder um den berühmten «Lattenzaun mit Zwischenraum». Letzteren nahm man schliesslich auch heraus und «baute draus ein grosses Haus». Möglicherweise ging es auch beim Wäldchenstreit um ein grosses Haus. Vorerst jedoch wurde, wie so oft in solchen Fällen, die Freiheit beschworen, die Freiheit des Besitzes und die Freiheit des Verfügens; es ging um Verhältnismässigkeit und

Landschaftsschutz, um Steuererhöhungen und grüne Lunge, um Einsprachen und Forderungen. Seltsamerweise ging es nicht um Arbeitsplätze, die bei solchen Gelegenheiten doch gerne ins Feld geführt werden; und dabei hatte das Wäldchen ja sicher bereits etwas Butter auf Juristenbrötchen gebracht.

Viele grosse und auch erschreckende Wörter wurden zi-

tiert. Diese Wörter, oder vielmehr die Angst vor ihnen, haben den Streit schliesslich entschieden; man wählte die Freiheit und stimmte gegen den Wald.

Dem Gehölz, das kein Wald sein darf, bleibt noch die Möglichkeit, in absehbarer Zeit ohnehin abzusterben; damit hätten beide Parteien recht bekommen: Es war einmal ein Wald, und es ist kein Wald mehr. Ingeborg Rotach

